

(Nachdruck verboten.)

## 1) Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bod.

1.

Der Hannpeter kam die Bohmühlsgasse herauf. Er hatte die Hände in den Hosentaschen und trug den Kopf vornübergebeugt wie ein Mann, der wichtigen Dingen nachsinnt. Eben bog er in die Hofreite des Bernhard Dogheimer ein, als ihm Henner, der Knecht, zurief: „Geht emal ebei!“

Der Hannpeter blickte auf und fragte: „Was is los?“

„Uns Bläß hat Luft.“

„Gewerzell! Ich komm.“

Er folgte dem Henner in den Stall, wo der Bauer damit beschäftigt war, die krampfhaft keuchende, stark aufgetriebene Kuh mit einem Strohwisch abzureiben. Eile tat not. Während der Knecht den Bauch des Tieres mit Wasser begoß, drückte der Hannpeter gegen den Wanst, damit sich die Luft nicht ansammeln konnte. Selbdritt hatten sie ihre Last, als es galt, der Patientin, die sich aus Leibeskräften wehrte, einen „Trank“ einzugeben, und zwar mit Vorsicht in kleinen Portionen. Endlich gelang die Prozedur. Nach Verlaufe einer guten halben Stunde tat das Mittel seine Wirkung. Der Bauch der Bläß schwoll zusehends an, ihr schmerzliches Stöhnen minderte sich, und sie begann sich zu erholen.

Den Männern war bei der Arbeit heiß geworden, sie wischten sich den Schweiß von der Stirn. Der Knecht erhielt die Weisung, im Stall zu bleiben und auf die Kuh Obacht zu geben.

Der Bauer, ein Mann in den fünfziger Jahren, von mittelgroßer Gestalt, mit glattrasiertem Gesicht und wasserblauen Augen, schritt mit dem Nachbar über den neugepflasterten Hof und sagte: „So geht's, wann man die Augen net hinten und vorn hat. Die Bläß hatt' sich überfressen.“

Er wies auf einen Haufen Grünfutter, das am Morgen hereingefahren worden war.

Der Hannpeter nickte.

„Dasmal hat's noch getan.“

„Du trinkst doch ein Gläschen Keppelwein?“ fragte der Dogheimer.

„Das kann nix schaden,“ meinte der Hannpeter.

Sie traten in das Wohnhaus, dessen Frontseite der Straße zugekehrt war. Eine Treppe führte vom Flur in die geräumige Eckstube. An der Türschwelle stand des Bauern Tochter, die Mariann. Als sie erfuhr, daß die Bläß den Anfall überstanden, sprach sie aufatmend mit wohlklingender Stimme: „Gott sei Lob und Dank!“

Auf des Vaters Geheiß sprang die Mariann in den Keller und holte das Getränk herauf. Die Männer ließen sich an dem schweren, vom Alter gebräunten Tisch nieder, der in dem von zwei Fenstern gebildeten Winkel stand. Von hier konnte man bequem den Raum überschauen. Rings an den Wänden zogen sich schmale Bänke hin. In der Ecke zwischen Kammertür und Giebelwand sah man das große Himmelbett. Links von der Stubentür fiel als in seiner Art prunkvolles Hausgerät der Glaskranch in die Augen, worin allerlei schön bemalte Tassen und Teller zur Schau gestellt waren, rechts ragte der gewaltige Kachelofen empor. An der dem Eingang gegenüberliegenden Wand hingen unter Glas und Rahmen der „Haussegen“ und ein Totenkranz. Der Estrich war mit weißem Sand bestreut.

Die Männer ließen den gut trinkbaren Apfelwein gluckernd über die Zunge laufen. Ihre Gedanken waren noch im Stall.

„Ich sein kein Freund von dem Einschlitten, wann das Vieh sich überfressen hat,“ sagte der Hannpeter.

„Wer's net versteht, soll die Finger davon lassen,“ sagte der Bauer.

Der Hannpeter stopfte seine Pfeife und setzte sie in Brand.

„Wie war's dann letzt beim Bäckerphilipp? Der spielt doch gern den Viehdokter. Und gibt seiner Kalbin Kamillenbrüh und Salpeter und Leinöl debei. Gut anderthalb Schoppen. Und das Tier geht kaputt.“

Der Dogheimer spuckte ärgerlich aus. „Ei, so einem Eindarm gehört gar kein Vieh. Mir hat's der Sauhirtefark verzählt: die Kalbin hatt' sich an Blätter zubiel getan. Es geht mein Philipp her und hebt dem Tier den Kopf in die Höh. Ganz straf. No, da is das Gefäß in die Luftlöcher kommen.“

Der Hannpeter blies den Rauch vor sich hin.

„Das kann schon sein. Und dessentwegen bleib ich debei: ob's eins versteht oder net, weg mit dem Trank. Bläß so ein Vieh ein wink, laßt's doch in Gottes Namen vierundzwanzig Stund aus'm Futter. Dernach wird's von selber gut.“

„Da gib't's keine Regel,“ sprach der Dogheimer. „Ich sein immer dadevon ausgegangen: wann's net schlimm is, helf ich mir selber. Tut's nötig, muß halt der Viehdokter ebei. Daß letzten Sonntag drei Stück Vieh im Ort gefallen sein, dadrüber brauch't man sich weiter net zu verwundern. Es is Mode, daß die Bauern in die Versammlungen laufen und schlecht Zeug klawatschen. Derweil schmeiß'n Knecht und Mägd die Kaufen und Krippen geschwabbeltevoll und gehen ihrem Bergnügen nach. Abends is das Unglück da.“

Er tat einen Zug aus seinem Glas und schloß: „Gud, Hannpeter, wann ich die Viehhaltung im Ort betracht, tut mir's alleritt weh. 's heißt, das Vieh muß sein, dann wir brauchen's für un' Aeder. Von vernünftiger Züchtung is keine Red. Da geht's kreuz und quer. Es frag ich, was is dann mit unserm Körnerbau? Nix is. Ich sag: macht Wiesen und Weidegeländ und kümmer't euch um euer Vieh. Dernacher lernt ihr denbeutel spicken.“

Dine, die Magd, kam herein und meldete, die Bläß sei böllig „leer“ und habe bereits eine Handvoll Heu gefressen. Das hörte der Bauer gern, und seine ernste Miene hellte sich auf. Die Mariann aber, die auf der Ofenbank sitzend der Unterhaltung der Männer gelauscht hatte, legte den Strickstrumpf beiseite und erhob sich, nach der Patientin zu sehen.

Der Hannpeter schaute ihr schmunzelnd nach.

„Ein Staatsmädchen, die Mariann.“

„Und tüchtig,“ setzte der Bauer in gerechtem Stolz hinzu,

„Nur ein wink zart.“

„Das hat sie von ihrer Mutter selig.“

„Ja, der schlägt sie nach.“

„Das sehn ich so in allem.“

„Gelle, sie is über die Zwanzig enaus?“

„Noch net lang.“

„No, wann wird dann Drait\*) gemacht?“

„'s eilt mir net mit dem einzigen Kind.“

„Sm! Ich wüßt sonst ein.“

„Du?“

„Ja freilich.“

„'s eilt mir net.“

„Ein feiner Bräuem und hat Knöpf.“

Der Bauer schüttelte den Kopf.

„Ich kann das Mädchen noch net entbehren.“

„Die Hautsach is, wann die Schollen zusammenpassen,“ brachte der Nachbar mit Nachdruck heraus.

„Wer soll's dann sein?“ fragte der Dogheimer, ohne besondere Neugier zu verraten.

„Ei, dem Karges sein Maß,“ versetzte der Hannpeter.

„Ach der.“

„Se kommt im Herbst vom Militär —“

„Ich weiß.“

„Und is erhaft und ederngesund.“

„Glaub's schon, aber ich will net.“

Der Nachbar legte verduzt die Pfeife auf den Tisch.

„Du willst net?“

„Ne.“

Eine Weile verharrten beide schweigend. Der Hannpeter hatte vom Zacharias Allendorfer, genannt Karges, den Auftrag erhalten, beim Dogbauer auf den Busch zu klopfen, wie dieser über die Heirat ihrer Kinder denke. Nun stieß er gleich auf Widerstand. Geduld überwindet Solzäpfel, überlegte er, und Zureden hilft. Dem Dogheimer aber ging ein Licht auf: der Nachbar war vom Karges abgeschickt

\*) Verlobuna.

und sah ihm als Freierrmann gegenüber. Möchte er nur. Er wollte ihm reinen Wein einschenken.

„Der Karges kann mir gestohlen werden,“ pläzte er los. „Dem sein Geschäft ist Schandal. Ich erleb's noch, daß er in Pandtag kommt. Wie sieht's herentgegen in seiner Wirt? ...? Da geht's bergab. Ge nimmt das Maul gegen die Judde voll, und der Judd kommt ihm net vom Hof. So geht's, wann man alsfort draußen herumkutschiert und seine Sach fremden Leut überläßt. Der will dem Bauer helfen? 's is zum Lachen.“

Er dämpfte seine Stimme.

„Ich weiß auch, he glaubt an nix. Gud, Hannpeter, ich gehörn noch zu den Almödischen und tun, wie mir meine Mutter selig vorgesprochen hat: „Vete sein, daß dir Gott mag gnädig sein.“

Der Hannpeter strich mit dem Handrücken über die Nase und sagte: „Dadrüber kann man keinem keine Vorschriften machen. Mein Spruch is: „Tue recht und scheue niemand.“ Dademitt kommt man auch durch die Welt und — wann's sein soll — in den Himmel.“

Er paffte ein paarmal und fuhr fort: „Eh bitt ich Dich, was hast Du dann mit dem Karges zu schaffen? Hier is doch vom Maß die Sprach. Geirat der Bub, gibt ihm sein Vater den Hof und behält sich sein Auszug vor. No frag ich Dich, kennst Du den Maß? Ich glaub's kaum. Ich kenn ihn und laß nix auf ihn kommen. Eh mein ich, Dein mehrst Land liegt am Haibacherweg und am Donnerswäldchen. Und dem Karges sein's auch. Wann's mit dem Maß und der Mariann was wird, dernacher bleibt doch alles beisammen und brauchst keins nix zu verzotteln.“

Dem Dohheimer leuchtete das als gutem Haushalter ein. Ein Sohn war ihm versagt. Er tat nicht mehr als seine Schuldigkeit, wenn er der Tochter den väterlichen Besitz erhielt und sie mit einem ebenbürtigen Bauern verheiratete. Da kam der Maß wohl in Betracht. Allein der Gedanke, zu dem Zacharias Allendorfer in ein nahe verwandtschaftliches Verhältnis zu treten, war ihm unerträglich und drängte die praktische Erwägung zurück.

„'s paßt mir net,“ entschied er kurz und legte wie zur Bekräftigung seiner Worte die geballte Faust auf den Tisch. „Das steht bei Dir,“ sagte der Hannpeter mit stoischer Ruhe. „Eh geb ich Dir nun einen guten Rat: hab auf Dein Mädchen acht!“

Der Dohheimer runzelte die Stirn.

„Wieso?“

„Da is dem Kalmud sei Fried. Der geht nach ihr.“

Der Bauer lachte höhnisch.

„Sa ha, der Geißbock!“

Der Nachbar nahm die Sache ernst.

„Man spricht, sie wär seine Herzgebobbelte.“

Ueber des Bauern Gesicht lief eine jähe Röte.

„Das is Gedrätsch, schlecht Gedrätsch! Mein Mädchen is mir viele zu gut, als daß ich dadrüber ein Wort verliere. Und daß Du's nur weißt: die hält was auf sich und wirft sich net weg. Und wann's so weit is, daß sie heiraten soll, dernacher nimmt sie, wen ich will!“

Der Hannpeter sah, daß heute mit dem Nachbar nichts anzufangen war, und ging.

Der Dohheimer blieb sitzen und schaute nachdenklich vor sich hin. Der Kalmud als Schwäher, Kreuzsäkement!

So einem Freierrmann war nicht zu trauen. Der war mit allen Salben geschmiert und stopfte die Wahrheit ins Hundeloch. Schon gut. Aber einmal rege geworden, war der Verdacht nicht fortzublasen. Man sprach von „nant“, es kam von „ant“. Wenn's der Fried darauf abgesehen hatte, dem Mädchen den Kopf zu verdrehen, wer bürgte dafür, daß sie standhaft blieb? Jugend hatte keine Tugend, und ein Unglück war schnell geschehen. Stät, stät! Die Sache zur Wichtigkeit aufzubauschen, hieß der Kalmudenbagasche zu viel Ehre antun.

Just kam die Mariann herein.

„Komm emal her!“ rief der Bauer barsch.

Sie trat mit einem Anflug von Röte an den Tisch, die großen braunen Augen gespannt auf den Vater gerichtet.

Dieser sah sie scharf an und fragte: „Hast Du was mit dem Kalmud seinen Fried?“

„Nee, Vater,“ sagte sie sich verärbend, „ich hab nix mit dem Fried.“

„Is das auch wahr?“

„Ja, Vater, 's is wahr.“

(Fortsetzung folgt.)

## Frauen der französischen Revolution.

Der heldenmütige Anteil russischer Proletarierinnen an der gegenwärtigen revolutionären Bewegung im Jarenreiche ist gerade wegen seiner elementaren Wucht und Größe ganz dazu angetan, die Erinnerung an den Heroismus einiger Frauen aus der französischen Revolution von 1789 bis 1795 wachzurufen. Damals wurde der Kampf für die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts zum erstenmal auf die Fahne geschrieben. Des eingedenk, möchten wir nun auf ein Werk hinweisen, welches eine Oesterreicherin: Emma Adler, zum Verfasser hat. Es führt den Titel: „Die berühmten Frauen der französischen Revolution 1789—1795“), und „gibt nicht jenen allein, die den einzelnen Abschnitten des Buches ihren Namen geben; sondern all denen, die der große Augenblick, die gesteigerte Spannung allen Lebens zu Heldinnen machte, deren Taten unbekannt blieben, weil sie für selbstverständlich galten“. Eine Geschichte der Revolution an sich zu schreiben, mochte Emma Adler nicht bekommen, denn das hätte zu weitab vor ihrem eigentlichen Thema geführt. Näher gelegen hätte schon eine Darstellung der Aufstände, insofern die weibliche Bevölkerung daran beteiligt oder von ihnen in Mitleidenschaft gezogen war. Es wäre da notwendig gewesen, auf die Ursachen, die Verwickelungen aller in die Revolution hinzuweisen, und so hätte sich auch erkennen lassen, wie weit die Aktion der Frauen der Gang der Parteikämpfe beeinflusste. Diese Aufgabe hat die Verfasserin aber ebensowenig berücksichtigt. Sondern sie griff die Gestalten aus dem Chaos heraus, um sie biographisch zu schildern. Dabei konnten zuverlässige Materialien, Briefe und Aufzeichnungen zu Hilfe genommen, legendäre Irrtümer und Fälschungen ausgeschlossen werden. Es entstanden so Porträts, deren historische Treue gewahrt ist und die dennoch von liebevoll versenkter Teilnahme entworfen und mit warmen Farbentönen bestrahlt sind. Freilich nicht immer gehen sie über den Rahmen einer Skizze hinaus. Vielleicht mangelte es da und dort an Stoff, oder er war von nebensächlicher Bedeutung, oder er wurde nur lose gestreift, oder er konnte nur in bereits von anderen festgelegter Art verwertet werden. Sicher ist, daß, sofern ein psychopathisches Moment Beachtung fände, ein tiefer grabender Soziologe und feinerer Essayist die Aufgabe löste, noch eine sehr viel andere Beurteilung jener Frauencharaktere hervorträte. Im ganzen genommen, können wir Emma Adlers Buch als eine dankenswerte Gabe willkommen heißen.

Nachdem im Vorwort einiger unbekannter Heldinnen, wie Rose Bouillon, der Schwestern Félicité und Théophile Fernig, Frau Rochelat, Madeleine Petit Jean, Rose Marchant, Elisa Quatre-Sous, Claudine Vouget, Madame Mouchy und Frau Labergne, Erwähnung geschehen ist, gibt die Verfasserin die Porträtstudien von 10 Frauen von zum Teil aristokratischer oder doch fein bürgerlicher Herkunft, deren Namen uns längst vertraut geworden sind.

Die Abhandlung über Madame Roland, deren geistige Bedeutung auch ein Goethe anerkannte, ist die umfanglichste: sie nimmt 107 Druckseiten ein. Weder diese Frau, „noch die Tallien, die zu politischen Umwälzungen mit den Anstoß gab, noch Frau Bouquoy, die sich in Kampf und Auslieferung gegen das herrschende Jakobinertum setzte, weil flüchtige Girondisten das Mitleid ihres Herzens weckten, ein Mitleid fast so groß, wie das der tapferen Frau Legros, die durch eine Tat des Mitleids die Bastille zerstören half, noch Charlotte Corday, die mit vollem Bewußtsein einen politischen Mord (an Marat) beging, noch die Frauen angefeindeter und verfolgter Staatsmänner, wie die Marquise von Condorcet und Lucile Desmoulins, keine von ihnen ist über das Grab hinaus von den Freunden so mißverstanden, vom politischen Hass so besudelt worden, wie Théroigne de Méricourt.“

Obgleich diese Frau wenig oder gar keinen aktiven Anteil an der Revolution genommen hat, der nicht ins Reich der Erfindung zurückzuweisen wäre, bestrebt sich Emma Adler doch, gerade ihren Charakter von böswilligen Anwürfen zu reinigen. Sie konnte das um so eindringlicher, als ihr das Manuskript einer Art Selbstbiographie, die Théroigne im Gefängnis von Kuffstein zu ihrer Verteidigung geschrieben hat, vom I. I. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zur Verfügung gestellt wurde. Im Anhang wird das von der Hand der Théroigne zu den im „Procès-verbal“ (Protokoll) auf-

\*) Spottname für Schneider.

\*) Wien 1906. E. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner).

genommenen Antworten mit Bleistift französisch geschriebene Konzept zum ersten Male veröffentlicht.

Das höchste Interesse nehmen aus begreiflichen Gründen aber doch Rose Lacombe und Olimpe de Gouges ein; denn die beiden waren vor allem Kämpferinnen für die Rechte der Frau, wie Condorcet und Sieyès die einzigen unter allen Männern gewesen waren, welche sich mit der Lage der Frau in der Republik ernstlich beschäftigt hatten.

Rose Lacombe war in der Provinz als Schauspielerin tätig gewesen und hatte sich da als solche schon einen gewissen Namen gemacht, als sie mit kaum 22 Jahren nach Paris kam. Sofort vertauschte sie die Bühne mit dem Freiheitskampfe. Am 10 August 1792 führte sie, mit der roten phrygischen Mütze auf dem Kopfe, den gezückten Säbel in der erhobenen Rechten, die Kartesiller gegen die Tuilerien, die im Sturme genommen wurden. Rose Lacombe erlitt dabei eine leichte Verletzung und bekam später vom Nationalkonvent einen Ehrenkranz. Auch während der blutigen Septembertage von 1792 stand die Heldin mitten im Kampfe. 1793 gründete sie „Die Gesellschaft der republikanischen und revolutionären Frauen“. Am 26. August desselben Jahres trat sie an der Spitze einer Deputation der „Revolutionären Republikanerinnen“ vor den Nationalkonvent, um mit vernichtender Schärfe die in Stellung befindlichen Adelsigen und die verdächtigen Verwalter anzulagen. Tag für Tag hielt sie mit ihren Genossinnen — „mehr denn 6000 Weiber“, wie Amar im Konvent warnend ausrief — Zusammenkünfte, die sehr zahlreich besucht waren. Als dann alle Frauenvereine aufgelöst waren, war auch die politische Rolle der Lacombe ausgespielt. Sie wanderte nicht aufs Schafott, sondern starb, von allen vergessen, unbekannt in einem entlegenen Winkel von Paris.

Eine der merkwürdigsten Frauen — nach einem Meere sinnloser Lebensfreuden zur Schriftstellerin, zur glänzenden Rednerin und leidenschaftlichsten aller Revolutionäre geworden — war Olimpe de Gouges. Bei ihr, die weder lesen noch schreiben gelernt hatte und sich mit Recht ihrer Unwissenheit rühmen konnte, war alles was sie tat der Ausfluß einer genialen sturm-säenden Begabung. Sie hat ein Drama „Die Sklaverei der Neger“ und zwei Romane geschaffen, in denen sie die geborenen Rechte ihres Geschlechts verteidigt. Sie war eine Führerin par excellence, die erste politische Rednerin, die die Weltgeschichte zu verzeichnen hatte. Lieft man ihre Worte, so glaubt man, daß diese Frau in der Gegenwart spräche, nicht aber schon hundert Jahre zuvor: so echt sozialistisch hat sie gedacht! „Die Frau ist frei geboren und von rechtswegen dem Manne gleich. Das Ziel jeder gesellschaftlichen Gemeinschaft ist der Schutz der natürlichen und unumwandelbaren Rechte beider Geschlechter. Die Frau hat das Recht das Schafott zu besteigen, sie soll das gleiche Recht haben auf der Tribüne zu stehen. Die Rechte der Frau aber sollen der Wohlfahrt aller, und nicht nur dem Vorteil ihres Geschlechtes dienen.“ Seit Juli 1789 war sie Revolutionärin, 1791 unter dem Eindruck der Flucht und des Kreisbruchs Ludwigs XVI. wurde sie Republikanerin. Im November 1792 erklärte sie Robespierre den offenen Krieg und genau ein Jahr später fiel ihr Haupt unter der Guillotine.

Ernst Kreowski.

## Kleines feuilleton.

1. Arbeiterbildungsschule: Stiftungsfest. Während sonst bei Vereinsfesten die süße Vereinsmeierei in ihrer plattesten Aufgebuhtheit sich breit zu machen pflegt — Liebhaberbühne mit Verlieben und Verloben im Hintergrunde, um bald nach dieser Gelegenheitsmacherei in den Vordergrund zu treten, — machte die Arbeiterbildungsschule ihrem Namen auch bei ihrem Stiftungsfeste alle Ehre und erfüllte die Verpflichtungen auch bei der festlichen Gelegenheit, die der Sinn ihres Wereltages, ihres Daseins sind. Sie feierte ein Fest der Bildung und bewies wieder einmal durch die Tat, daß diese nicht vom Besitz abhängig ist, noch weniger das alleinige Vorrecht der Besitzenden länger sein darf. Sämtliche Darbietungen waren künstlerisch wertvoll, zum Teil sogar bedeutend. Der erste Teil des sehr reichhaltigen Programms enthielt als Hauptnummer die Festrede von Heinrich Schulz, Bremen, nachdem die „F-Dur-Robellotte“ von Schumann und ein niedliches „Capriccio“ von Fuchsmann den Abend stimmungsvoll eingeleitet hatten. In seinem gedankenreichen Vortrage, der an die Lehren der russischen Revolution anknüpfte, zeigte der Redner, wie Wissen eine Macht ist, wie die Bildung des Arbeiters zu seiner ökonomischen Befreiung muß beitragen helfen und Wissen für den Klassenkampf eine notwendige Forderung ist, denn „auch Kunst und Wissenschaft sind an ökonomische Prinzipien gebunden“. Und so ist die Arbeiterbildungsschule „ein Produkt des Klassenkampfes, nicht, wie die heutige Volksschule, des Klassenstaates“. Sie muß darum immer mehr den Sinn ihres Gründers, Liebknecht, erfüllen und daran arbeiten, daß im Kampfe „die Persönlichkeit in die Wagschale geworfen werden kann“.

Den zweiten und dritten Teil des Programmes bestritt ganz die Musik. Der Battsche Chor, unter Leitung seines Dirigenten Max BATTLE, trug Max Bruchs etwas äußerliche, aber schwierige Liedichtung „Schön Ellen“, sowie in seiner Klavierbegleitung das „Loreley-Finale“ Mendelssohns vor. Die Soli

wurden von Frau Pfander-Träbe gesungen. Frau Klossel-Müller sang verschiedene Lieder, klar und empfindungsvoll. Besonders das „Märchen“ von BATTLE und „Rignon“ von Thomas gelangen ihr sehr gut. Nachdem sich Max Annie Luxemburg mit der etwas leeren „Romanz“ von Wilhelm eingehandelt hatte, ließ sie im „Spanischen Tanz“ von Mehlend und besonders in dem „Finale“ des Violonzertens von Mendelssohn die Bravour ihrer Technik glänzen und rief das Publikum zu reichstem Beifall hin, den sie mit einer Zugabe quittierte. Sie hat einen weichen schmeichelnden Ton, der in den tieferen Lagen voll und warm wird. Ungemein instruktiv und dankenswert waren die Erläuterungen, die Dr. Leopold Hirschberg mit den von ihm vorgetragenen drei „Loewischen Balladen“ verband. Manchem Hörer mag er den Sinn für die echt volkstümliche Kunst Loewes aufgeschlossen haben. Das war schon daran zu merken, daß man auch die unsäugliche „Legende vom großen Christoph“ mit Spannung anhörte und den Umgebungen der Melodie in ihren verschiedenen Charakterisierungen verständnisvoll folgte. Die schönste Genußgattung für den Künstler, der ganz im Dienste der Sache die Balladen nach der Forderung Loewes vortrug: singend und sich selbst begleitend. Der „Faust-Walzer“ von Gomod-Viszt wurde von Fritz Fuhrmeister in klarer Gliederung mit perlender Technik gespielt. Allen Künstlern wurde mit reichem, warmem Beifall gedankt.

k. Eine „Porzellanstadt“ in China. Ein anschauliches Bild von einer chinesischen Fabrikstadt entwirft der englische Konsul in Kiu Kiang, der kürzlich eine Reise in das Innere von Kianafa gemacht hat. Es handelt sich um die alte „Porzellanstadt“ Ching-té Chên. „In Ching-té Chên sieht alles mit der Porzellan- und Töpferwarenindustrie in Verbindung, oder ist ihr untergeordnet. Sogar die Häuser sind größtenteils aus Ueberresten von feuerfestem Ton, die einst entweder ein Teil von alten Brennösen oder von Chamottegedeln waren, in denen Porzellan während des Brennens aufgeschichtet wurde. Das Ufer ist meilenweit mit einer dichten Schicht zerbrochener Porzellans und Chamotteabfällen bedeckt; so weit man es beurteilen kann, ist der größere Teil der Stadt und mehrere Quadratmeilen des umgebenden Landes auf ähnlichen Ablagerungen erbaut oder daraus gebildet. Eine große Industrie, die Hunderttausende beschäftigt, bleibt nicht 900 Jahre auf einem einzigen Ort beschränkt, ohne diesem Ort ein besonderes Gepräge zu geben. Am meisten fiel mir in Ching-té Chên auf, daß nichts dem ähnlich ist, was man sonst in China findet. Die Formen, die Farben, die zu den Gebäuden gebrauchten Materialien, die Atmosphäre, alles erinnert eher an die ärmeren Stadtteile von Manchester, aber an keine andere große Stadt, die ich je besucht habe. Jetzt gibt es 104 Brennösen in der Stadt, von denen einige dreißig zur Zeit meines Besuchs in Tätigkeit waren. Der größere Teil der Brennösen arbeitet im Sommer nur eine verhältnismäßig kurze Zeit. Während dieser arbeitsreichen Saison, wenn jeder Brennosen vielleicht durchschnittlich 100 bis 200 Leute beschäftigt, steigt die Bevölkerung von Ching-té Chên auf etwa 400 000 Seelen; aber die Hälfte davon sind Saisonarbeiter, die meist aus dem Tuchtang-Bezirk kommen, die in kasernenartigen Schuppen wohnen und ihre Familien nicht mitbringen. Auch abgesehen von den Brennösen wird man allenthalben daran erinnert, daß man sich in der „Porzellanstadt“ befindet. Man kommt durch viele Straßen, in denen in jedem Laden Männer, Frauen und Kinder mit dem Zeichnen, Formen, Bemalen und Verteilen von Tonwaren beschäftigt sind. Unzählig sind die Töpferschuppen, in denen der Ton gemischt und auf dem Rade gedreht wird. Drei Meilen lang liegen am Flußufer Dschunken, die entweder Material und Feuerung landen oder die fertigen Erzeugnisse einschiffen. Wenn es auch eine ganze Anzahl Läden für den Einzelverkauf gibt, so findet man doch weniger, als man erwarten könnte, und der in den Händen von Gilden liegende Großhandel tritt wenig zutage. Außer den Versammlungshallen dieser Gilden sieht man kaum Gebäude von architektonischer Bedeutung, aber diese Gildenhäuser sind reiche und kunstvolle Gebäude. Theateraufführungen in den verschiedenen Gildenhäusern, die fast alle mit einer Bühne versehen zu sein scheinen, bilden das Hauptvergnügen von Ching-té Chên. Vor der Bühne liegt ein offener Hof, der durch eine Plane aus Matze oder Baumwollzeug gedeckt gegen Sonne und Regen geschützt ist, während gedeckte Galerien an beiden Seiten den Zuschauern dienen, die etwas mehr zahlen können. Diese Galerien sind mit Tischen und Stühlen ausgestattet in der Art der Eingeborenen-Theater in Shanghai, im ganzen sind sie aber den gewöhnlichen chinesischen Theatern des Inlandes im Stil weit überlegen. In der Saison dauert der Lärm in diesen Theatern — natürlich begleitet von Gong und Trommeln das Stück — oft bis vier oder fünf Uhr morgens, es ist fast unerträglich. Außer ein oder zwei Schauspielergesellschaften, die in der Stadt ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben, kommen aus allen Teilen des Landes ständig reisende Theatertruppen nach Ching-té Chên.“

io. Höhenspielen. Der Augenarzt Dr. Miller in Bayreuth hat den neuen Begriff des Höhenspielen für die Abweichung eines Auges aus seiner normalen Stellung nach oben geschaffen zum Unterschiede vom gewöhnlichen Schielen, bei dem eine seitliche Ablenkung des Auges nach außen oder nach innen stattfindet. Das Höhenspielen ist weitans seltener, dafür aber auch in seinen Folgen bedenklicher. Schon vor etwa einem Jahre hatte Professor Schön

in Leipzig darauf hingewiesen, daß eine derartige Ablenkung eines Auges nach oben eine besondere Reizwirkung auf die Nerven ausübt, und zwar nicht nur auf die mit dem Auge unmittelbar in Verbindung stehenden, sondern noch auf andere, die sogar den Magen und das Herz in Mitleidenschaft ziehen. In der Münchener „Medizinischen Wochenschrift“ beschreibt Dr. Miller nun einen Fall von Höhenstieren an einer jungen Dame mit aller Ausföhrlichkeit. Die Erscheinungen äußerten sich in schwerer Nervosität, ferner in Magendrücken und endlich in nervösen Beschwerden, werden als da sind: Kopfschmerzen, Schwindel, namentlich beim Abwärtssteigen von Treppen, Plagangst, heftigste Seekrankheit beim Eisenbahnfahren, Angstfälle, vorzugsweise bei Nacht und große Anstrengung beim Lesen und Schreiben. Es war geradezu erstaunlich wie alle diese Beschwerden mit einem Schläge verschwanden, nachdem die unrichtige Stellung des Auges ausgeglichen war. Die nervösen Folgen des Höhenstiers entstehen, wie gleichfalls schon Schön erkannt hatte, aus der Schwierigkeit, die Bilder beider Augen, wenn sie auf wagerechte Linien gerichtet sind, vereinigt zu halten. Daraus erklärt sich auch das besondere Hervortreten der Beschwerden auf großen Plätzen und auf Seen, wo die Augen fast stets wagerecht in die Entfernung gerichtet sind. Miller hat nun noch genauere Mittel zur Untersuchung des Höhenstiers erdacht und an einem weiteren Fall erprobt, der sich gleichfalls auf ein junges Mädchen bezog. Wenn die Patientin veranlaßt wurde, auf eine mit wagerechten Linien ausgestattete Tafel zu sehen, so sagte sie aus, daß schon nach wenigen Sekunden die Linien zu zittern und zu tanzen begannen. Nach 20 bis 25 Sekunden war das Mädchen sichtlich erlabt, konnte sich kaum noch sitzend erhalten, fuhr mit der Hand über die Augen und sagte ganz ängstlich: Jetzt wird mir schwach vor den Augen. Nachdem die Tafel mit den Linien entfernt worden war, erholt sich die Patientin sehr rasch, und nun wurde eine Korrektur des rechten nach oben schielenden Auges durch ein Prisma vorgenommen, und danach konnte der Anblick der Linientafel ohne weiteres und beliebig lange ertragen werden. Bis jetzt hat Miller 10 Fälle von Höhenstieren behandelt. Er ist zu dem Schluß gelangt, daß dies Leiden nicht immer angeboren ist, sondern auch erworben werden kann. In manchen Fällen hängt es vermutlich mit einer ungleichen Entwicklung der beiden Schädelhälften zusammen, die überhaupt von Sachverständigen als eine häufige Ursache des Schielens betrachtet wird. Eine zu breite Anlage des Schädels und ein dadurch bedingter zu großer Abstand der Augen von einander führt leicht zu seitlichem Schielen, ein ungleich hoher Stand der Augen zum Höhenstieren. Als andere Ursachen sind die Bildung einer Narbe in der Augenhöhle, krankhafte Vorgänge in den Muskeln und Nerven und auch eine einseitige Verminderung des Sehvermögens zu nennen. —

**Geologisches.**

t. Das schwankende Alaska. Der Erdboden ist in der Dichtung unzählige Male als Sinnbild der Festigkeit bezeichnet worden, aber er verdient diese Schätzung nicht. Freilich ist ein solches Bewußtsein oder Vertrauen in der ganzen Natur des Menschen oft ausgeprägt, und gerade deshalb ist das Erlebnis eines Erdbebens, das die Unzuverlässigkeit dieses Glaubens beweist, von einem so schrecklichen Eindruck, der das Nervensystem des Menschen aufs äußerste erregt und in schweren Fällen fast immer bei einigen Personen geradezu den Ausbruch von Wahnsinn veranlaßt. Selbst in den Gebieten der Erde aber, die schon seit Jahrhunderten und vielleicht Jahrtausenden von Erdbeben nicht mehr heimgesucht worden sind, ist die Erde nicht in eigentlichem Sinne fest. Fast überall bewegen sich die Meeresküsten aufwärts oder abwärts, wenn auch so langsam, daß der einzelne Mensch vielleicht in seinem ganzen Leben nichts davon merkt. Ueberhaupt ist es nicht ganz sicher, ob sich im Falle des Zurückweichens einer Küste das Land wirklich gesenkt oder ob sich das Meer gehoben hat, jedoch besteht eine große Wahrscheinlichkeit für die erstere Auffassung. Eins der berühmtesten Beispiele ist die Skandinavische Halbinsel, die sich sogar in einer gewissen Schaukelbewegung befindet, indem sich der südliche Teil allmählich hebt, während der nördliche sinkt. Kaum weniger bekannt ist die Erscheinung im Golf von Neapel, wo sich an den stehengebliebenen Säulen des Serapis-Tempels von Pozzuoli nachweisen läßt, daß sie zu einer Zeit seit dem Altertum etwa bis zur Hälfte unter Wasser gehanden haben müssen, weil sie bis zu einer gewissen Höhe von Bohrmascheln angegriffen sind. Im letzten Sommer ist durch die Beamteten der Geologischen Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten festgestellt worden, daß auch im Süden von Alaska derartige Bodenschwankungen stattfinden. Alaska ist freilich nicht zu der ruhigen Erdgebiets zu rechnen. Seit 1899 wurde die dortige Küste in der Gegend des St. Elias- und Schönmutter-Bergs von einer Reihe kräftiger Erdstöße betroffen. Ihre Wirkung zeigte sich namentlich in bedeutenden Veränderungen des großen Muir-Gletschers. Der ganze anschließende Muir-Fjord war von Eismassen erfüllt, die gewaltig von dem Gletscher abgebrochen waren. Die weiteren Forschungen haben dann, wie von den dort arbeitenden Geologen selbst in der Wochenschrift „Science“ mitgeteilt wird, den Nachweis geliefert, daß die Küsten in der Gegend der Berings-Bai und des großen Russell-Fjords durch die Erdbeben auffallende Veränderungen erlitten haben. Die Beweise dafür waren außerordentlich mannigfaltig und zuverlässig. Ausgesprochen

Strandlinien waren mehr oder weniger hoch über den Meeresspiegel hinaufgehoben, vom Meer ausgewaschene Höhlungen zeigten sich in beträchtlicher Höhe, und am Ufer selbst waren neue Riffe und Inseln erschienen. Ferner fanden sich verschiedene Seeotter und Seeopffangen, letztere nach ihrer Entwicklung niemals mehr als fünf Jahre alt, der jehigen Zone des Strandes entrückt. Auch die Eingeborenen des Gebiets traten als Zeugen für die Tatsächlichkeit solcher Veränderungen ein. An anderen Stellen waren wiederum Erniedrigungen der Küste bemerkbar, denn das Meer war bis zur Verödung von Wäldern längs der Küste vorgedrungen. Der Russell-Fjord, der die Berings-Bai ins Innere forsetzt, fällt mit steilen Gehängen zum Meer ab und erhält vom Ruffio des St. Elias-Berges den Zufluß von drei großen Gletschern. An diesen Bergflüssen des Fjords waren die Schwankungen des Ufers besonders gekennzeichnet. Einige Teile schienen keine Veränderung erlitten zu haben, während andere 10 bis 15 Meter gehoben waren. Derartige Umrwälzungen sind natürlich nur möglich, wenn sie und da Zerreißungen und Störungen der Gletschmassen selbst erfolgt sind. Die Senkung längs der niederen Küsten wurde auf höchstens 1 bis 2 Meter berechnet. Diese Forschungen sind besonders wichtig, weil sie zeigen, in wie großen Einfluß Erdbeben auf die Gestaltung von Küsten und namentlich wohl von Fjordküsten auszuüben vermögen. —

**Humoristisches.**

— Die Hauptsache. Der Schwager eines Arztes ist schwer erkrankt und der berühmte Professor F. wird zu gemeinsamer Untersuchung und Besprechung des Falles hinzugezogen.

Als sich beide doctores mit ersten Gesichtern in ein Nebenzimmer zurückgezogen haben, sagt der Herr Professor, der die verwandtschaftlichen Beziehungen mittlerweile vergessen hat: „Also zunächst die Hauptsache, Herr Kollege — zu machen ist ja nichts mehr, — was kann man dem Mann abknöpfen?“ —

— Der Irrtum. Kürzlich kommt ein Herr an den Schalter einer schwäbischen Eisenbahnstation, löst sich ein Billett nach Binswangen, steigt ein und will sich eben bequem machen.

Da kommt der Kondukteur in den Wagen und redet ihn also an: „Entschuldige Sie au, send Ihr der Herr, der noch Binswange fahra will?“ Und auf die bejahende Antwort: „No solle Sie eaba au so guet sei“ on emol an de Schalter komma, es hot an Irrtum geaba!“

Der Herr steigt aus, begibt sich zum Schalter, wartet — wartet lange, nichts rührt sich.

Da — endlich kommt der Kondukteur aus dem Schalteraum, und dem Wartenden abwinkend, ruft er ihm zu: „Ihr kennet wieder ruhig ei'schteiga on weiterfahra, der Irrtum isch a Irrtum gwea!“ — („Simpl.“)

**Notizen.**

— „Und Pippa tanzt!“, Glassittenmärchen in 4 Akten von Gerhart Hauptmann, ist bei S. Fischer, Berlin, in Buchform erschienen. —

— Lieder aus der Tiefe nennt Hans Ostwald einen Abend, den er am 29. Januar im Hotel de Rome veranstaltet. Karten zu 5, 3, 2 und 1 M. sind bei Berthelm und in den Buchhandlungen Amelang und A. Junfer zu haben. —

— Im Opernhaus wird am 27. Januar die Oper „Der lange Kerl“ zum ersten Male gegeben. Die Titelfolle, die des Grenadiers Macdöll, besteht aus den Worten: „Zu Befehl!“ —

— Das Nationaltheater wird von der nächsten Spielzeit ganz Spezialitätentheater. Es ist vom September ab an den Direktor des Grazer Orpheums verpachtet worden. —

— Flüssige Luft. Ueber den jehigen Stand der Herstellung und Verwendung der flüssigen Luft sprach dieser Tage Dr. F. Linde im Polytechnischen Verein zu München. Außer der Gesellschaft für flüssige Luft in Hüllriegelsgrenth bestehen solche noch in Varmen, Berlin, Paris, Birmingham und Mailand, die sich besonders mit der Sauerstoffgewinnung befassen, der noch eine große Zukunft bevorsteht; zunächst für medizinische Zwecke zur Ermöglichung der künstlichen Atmung und zur Verwendung bei der Chloroform-Narkose, dann zu Rettungszwecken für die Feuerwehr und in Bergwerken; die Luftschiffer bedienen sich in höheren Regionen des flüssigen Sauerstoffes, um sich das Atmen zu erleichtern. Aber eine viel größere Zukunft habe dieses Produkt in der Industrie, in der es jetzt schon zum Hartlöten, zum Platinsmelzen, zum Schweißen, zum Berteilen oder Durchbohren großer Eisenmassen Verwendung finde, und man könne ruhig behaupten, daß die Hälfte des im Handel befindlichen Sauerstoffes zu solchen und ähnlichen Zwecken verwendet werde. Aber auch in der Beleuchtungstechnik, zum Gasentiparen beim Glühlicht, habe die Sauerstoffproduktion eine vielversprechende Zukunft, und die bei der Straßenbeleuchtung in Varmen und im Zoologischen Garten zu Berlin gemachten Versuche berechtigten zu den besten Hoffnungen. Der flüssige Stickstoff wieder aber werde zur Herstellung eines landwirtschaftlichen Düngemittels verwendet, und auch diese Versuche seien sehr vielversprechend. —